

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 9 (1927)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

IX. Jahrgang

„Aber der Tag ging vorbei, wie eben die Tage
 verflohen, ob 200 000 Engländer in Flandern lie-
 gen oder ob dreißig, das wußte mir nicht, und die
 weiblichen Bekleidete fünf schöne, grüne, dunkel punk-
 tierte Cien.
 Die Jungen schlüpfen aus, erst eins, dann die an-
 deren, einer, eine fünfjährige, erschreckende Häßlichkeit.
 Es gibt immer wieder Dinge, die zu schön oder zu
 häßlich sind, als daß die arme Sprache sie beschrei-
 ben könnte. Die jungen Weibeln waren häßlich. Sie
 waren wie die kleinen Mädchen, die man nicht von
 einem Mann oder einem Kinde erwarten darf.
 Der furchterlichen Augenblicke. In den biden Enden
 pulste ein schwarziges Blut. Aber das alles lag
 nichts. Es ist nicht zu beschreiben.

lichen Maße. Es scheint, daß überhaupt die Einzelwaiskinder im Alter begriffen ist, das jetzt sich auch hier. Die Tendenz ist entschieden, die Waiskinder aus dem Wohnhause herauszunehmen und sie in Zentralwaiskinderheimen zu verlegen, die dann mit den modernsten Maschinen ausgerüstet, eine unglückliche Lebensaufgabe zu bewältigen und die Hausfrauenarbeit ungemein erleichtern. In deutschen Frauenheimen steht dieses Zentralwaiskinderheimproblem im Vordergrund der Betätigung.

Gemeinsam ist allen Häusern die herrliche Fülle von Luft und Licht, die ungeheuren in die Wohnungen eintreten kann. Diese neuen Wohnungen weisen eine ganz andere Geöffnetheit auf, ein ganz anderes mit der Natur, mit Licht und Sonne leben als unsere Leberkammern. Überall ganz große, unmöglich ungeteilte Fenster; Wände von der Höhe und Corbuser haben sogar durch die ganze Länge des Hauses fortlaufende Fensterbänder, durch keine Pfeiler unterbrochen — dies ist natürlich nur durch eine völlig neue Konstruktion zu erreichen, durch die Anwendung des Eisenbetons auf das Wohnhaus. Aber so wunderbar und befreiend, so lichtdurchflutet und durchsichtig auf ein solcher Raum an einem sonnenwarmen Sommertag sein muß, mein hausfreundliches Gemüt fragte sich doch besorgt, wie läßt sich ein solcher Raum mit soviel abtönender Fensterfläche denn im Winter und an kühlen Tagen erhalten? Wie lassen sich solche große Schiebefenster, die durch ihre Läden gegen die Unbill der Witterung zu schützen sind, denn reinigen? Die Architekten haben sich zwar bemüht, durch isolierende Abdeckung der Wände mit neuen Materialien den Wärmeverlust durch diese großen Fenster auszugleichen, wie sich das aber bewähren wird, muß auch wieder erst die Erfahrung zeigen.

Dann die Terrassen! Wie groß, wie wundervoll! Nicht mehr nur ein bescheidenes, kleiner Balkon, ein ärmliches Freisitzplätzchen, nein — große Terrassen, die ein vollständiges Leben im Freien ermöglichen. Peter Behrens hat mit einer wirklich genialen Grundrissanlage gezeigt, wie man selbst in einem Wohnhause für zwölf Familien solche Terrassen von über Zimmertgröße — eine ist sogar größer als die ganze Wohnung — jeder Familie sichern kann.

Und nun die Innenräume. Da fällt auf den ersten Blick wieder ein ganz Gemeinsames auf. Das Bestreben, alle Wohnräume zu einem gemeinsamen größeren Wohnraum zusammenzuführen, der dann durch die Stellung der Möbel in Wohn- und Schlafzimmern geteilt wird. Dadurch erhält man einen schönen breiten Raum, in dem die Wirkung des Raumes an sich wunderbar schon zum Ausdruck kommt. Die Nebenräume — wie Schlafzimmer — sind dann allerdings nur auf das allergeringste Maß beschränkt, oft auch sehr eng und klein. So schön nun ein solch gemeinsamer Tagesraum an sich ja auch ist, so sehr er darauf abzielt, die Familie wieder mehr zusammenzuführen, er hat doch auch sehr seine zwei Seiten. Mir scheint, man sei beinahe etwas in das andere Extrem verfallen. Gewiß weg mit dem bisherigen Zellenwesen, gewiß ein größeres, gemeinsames Wohnzimmer, in dem die Kinder sich tummeln können. Aber als moderne Menschen haben wir eben doch auch das Bedürfnis, dann und wann mit uns allein zu sein, in die Stille zu gehen, für uns zu arbeiten, ungehindert von dem allgemeinen Trübel uns von den Anspannungen des Berufslebens zu erholen, auch die Kinder müssen doch ihre Wägen haben, wo sie ihre Aufgaben ungehindert durch kleinere Geschwister machen können. Da und dort sind zwar Versuche gemacht, durch leicht verschiebbare Wände den Raum wieder zu unterteilen, jedoch man einen solchen Leichter den wechselt den Bedürfnissen anpassen kann. Wogegen man sich aber durchaus wehren muß und besonders auch wir Frauen, das ist das Bestreben zugunsten der eigentlichen Wohnräume an den Verkehrswegen — wie der technische Ausdruck lau-

tet, — also am Korridor und Vorplätzen so sehr zu sparen, daß in den Wohnräumen die meisten Schlafzimmer nur durch die Wohnzimmertage, wo man mit allem, was eine solche Pflege erfordert, durch das Wohnzimmer gehen muß, wo man ein Kissen nicht richtig isolieren kann usw. Schlafzimmer müßten durch aus ihren eigenen Zugang zum Abort haben. Dr. Corbuser hat den Raum zugunsten einer größeren Raumwirkung sogar so weit aufgelöst, daß auch das Schlafzimmer und sogar das Badezimmer nur durch eine halbhohle Wand von der übrigen Welt abgetrennt ist. Daß man solche Versuche rein nur als architektonische Lösungen empfindet, die man vom hausfreundlichen Standpunkt aus ablehnen muß — eine richtige Familienpflege ist ja hier nicht mehr möglich — ist für eine Frau selbstverständlich.

Was wir als Frauen jedoch nur billigen können und wovon wir hoffen, daß es sich allgemein durchsetze, ist die Lage von Wohnzimmern und Küche zueinander. Letztere, im allgemeinen schon viel zweckmäßiger als früher gestaltet, liegt fast durchwegs neben dem Wohnraum und zwar neben dem Schlaf- und ist mit diesem durch die sogenannte „Durchreiche“ verbunden. Meist ist diese auch zu einem eigentlichen von Küche und Wohnraum aus zugänglichen Geschirrkranz ausgebaut, so daß man nicht mehr die vielen unnützen Wege von der Küche in das Wohnzimmer und zurück machen muß. Auf die Küche selbst werden wir noch später zu sprechen kommen.

Das Schönste habe ich mit Absicht bis zuletzt aufgespart. Das ist die Farbe! Da gibt es ein unbedingtes, freudiges Begehren! Die Wände bemalt, nicht mehr mit Papier — und seien es auch die schönsten Tapeten — überklebt. Wie viel erfrischer wirkt das, aber auch wie viel vornehmer. Und welche herrliche Farben, die diese Räume so froh, so heiter machen, auch den kleinsten bescheidenen. Da ist ein leuchtendes Orange, dort ein Blau wie ein Sommerhimmel, hier ein sonnenwarmes Gelb, ein lächelndes, hartes Grün, blaue wie der Flieder im Garten usw. Und daß diese Wand hier orange und jene gegenüber blau sei, die Dede vielleicht schwarz — merkwürdig übrigens, wie das Schwarz der Dede unempfindlich wirkt, man hat das Gefühl, überhaupt keine Schwere über sich zu haben — müße doch höchst befremdend wirken? O nein, im Gegenteil schon ist es, leicht und hell; die dem Licht abgewandten Wände, also die Fensterseiten, erhalten dadurch eine wundervolle Auffassung, der ganze Raum wird sonniger und froher. Freilich gehört ein feiner Farbensinn dazu, ein guter sicherer Geschmack, um die Farben richtig gegeneinander abzustimmen. Also Farbe, Farbe in die Räume! Aber nicht nur ein paar Rötchen und Veden, sondern farbige Wände, leuchtende, herrliche, fröhliche Wände!

Ah ja, unsere jungen Leute sind zu beneiden, die sich heute ihre Wohnung einrichten dürfen, wieviel Schönes steht ihnen zur Verfügung. „Wenn ich nur auch noch einmal von vorne anfangen dürfte“, war mein beständiger Seufzer.

Von der Arbeit, die die Frauen an die Ausstellung beitragen, ein nächstes Mal. D.

Zunahme der weibl. Delegierten in Genf.

Mit den Delegationen der Regierungen sind auch die Zahl wieder einige Frauen, teils als Gesandte, teils als technische Beraterinnen in Genf eingetroffen. Wenn sie auch im Verhältnis zu den männlichen Abgeordneten heute noch in einer mehr als bescheidenen Anzahl figurieren, so darf doch eine wenn auch langsame, so doch stetige Zunahme festgestellt werden. Auch dies Jahr kann eine solche wieder mit Genugtuung konstatiert werden. Drei weitere Staaten haben sich zu den bisherigen gesellt, die Frauen entsandten: Finnland, Ungarn und Holland.

Ist nicht doch nur ein Tier wie wir alle. Ich freile den Wurm und bringe ihn meinen Jungen zum Fraß. Und du lästest Ragen und Menschen. Aber es wäre ja lächerlich, einer Ameise zu glauben. Sagen kann sie, aber Vernunft hat sie keine, keine Logik, kein Verständnis für Entwicklung, nichts von dem, was uns an ihr untercheidet. Und doch muß immer wieder an sie denken und an das, was ich mit ihr erlebt.

Amerikanische Literatur.

Unter den Dichtern, die uns das letzte Antik Amerikas zeigen, ist Sherwood Anderson einer der eigenartigsten. Von schottischer Rasse, im Jahre 1876 in Canada (Ohio) geboren, nach mancherlei Lebensstadien veröffentlicht er als Dichter, als Romanautor, als Dramatiker, als „W. C. Persons Son“ und „W. C. Persons“ und einen Band Gedichte „W. C. Persons Chants“. 1921 gewinnt er den Literaturpreis des „Pulitzer“. Versteht europäische Kultur und die Psychoanalyse kennen, bleibt aber bodenständig. Seine Lebensarbeit ist nicht umfaßt zwölf größere Erzählungen (darunter „The Daylight“) und keine Selbstbiographie „The Daylight“ und keine von mehreren ins Französische überlegt wurden. Deutsche Übertragung einiger Bücher in Vorbereitung.

Andersons größte Gabe: die Fähigkeit zu sehen, wie Jules Renard, wie Theodore Dreiser, dem er viel verdankt. Durch die ansehnliche Wirklichkeit hindurch die ewigglühende zu erfassen, mit der Natur in Einklang zu bringen, wie die Natur ist. Seine Menschen sind so im Leben mit der Natur verflochten, daß sie mit Tier und Pflanze eins

Zur Lebensverflechtung: Werde, der du bist.

1. Wieder ein Gebot, das uns zur Auseinandersetzung zwingt mit unserem inneren Wesen, unserer Lebensaufgabe, unserer Lebensgestaltung. Was bedeutet es, dies: Werde, der du bist.

Sei es, blindlings dem nachgehen, was es mich „treibt“, sie abfinden mit dem Bequemen, „ich bin nun einmal so“... etc. „Ich plus fort que moi“. Die Frage so stellen, heißt, sie verneinen, denn wir erkennen, daß das rein Triebhafte nicht mein letztes und höchstes Ich, mein menschliches Wesen ausmacht. Ein Bildnis des Gebotens den sie beherrschenden Trieben kennen wohl Pflanze und Tier. Sie werden wohl, was sie sind (Wunder des Samenfortens, Instinktlichkeit des Tieres). Wir erblicken in der ganzen Natur ein Werden nach bestimmten Gesetzen, eine den Organismen innewohnende Kraft (deren Erscheinungen wir wohl erkennen können, aber deren letzte Ursache uns ewig ein Rätsel bleibt und bleiben wird). So finden wir die Pflanze und Tier eine absolute Sicherheit im Herausgestalten dessen, was sie zu werden bestimmt sind. Es gibt für sie kein Schwanken zwischen dieser und jener Möglichkeit, keine Entscheidung für Recht und Unrecht, Gut und Böse, keinen Kampf zwischen Wollen und Sollen, zwischen Pflicht und Neigung (ich spreche nur von dem Tier im Naturzustand, nicht von dem vom Menschen dressierten, das bis zu einem gewissen Grade ein „Gewissen“ bekommen hat). Und es gibt wohl Zeiten, wo wir diese Naturwesen darum beneiden, schließlich das sein, das werden zu können, was sie sind.

Wie steht es dagegen um uns Menschen? Halten wir vorerst fest: Naturwesen sind a priori. Entwicklungsgeleise liegen auch in uns. Wie kommt z. B. das Kind dazu, Nahrung zu begehren, seine erwachenden Sinne zu gebrauchen, sich aufzurichten, zu spielen? Was wir geworden sind, ist doch nicht alles von außen gelernt, aneignet, vielmehr arbeiten in uns angelegte Triebe an unserer Entwicklung. Im letzten Jahrhundert ist darum die Frage immer brennender geworden: muß nicht der Mensch auch einfach das werden, was ihm die Natur die Anlagen mitgegeben hat, so daß alle unsere Bemühungen dagegen aufzukommen (Unterwerfung der Triebe unter den Willen, Überwindung schlechter Anlagen) zum Scheitern verurteilt sind? Diese Auffassung führt sich auf das uns bekannte Gesetz der Vererbung. Von so großer Bedeutung dieses Gesetz ist, so

kann doch nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es nur ein, nicht das einzige Entwicklungsprinzip ist. Denn der Mensch ist nicht mit fertigen, einbestimmten Anlagen ausgestattet. Es sind nur Möglichkeiten zu beiden: zu Gutem und Bösem und nun kommt es auf die Umwelt an, in die wir uns einfügen, was davon zur Ausbildung kommt (Erziehung, gute oder schlechte Gesellschaft, wirtschaftliche, kulturelle Verhältnisse), die Anlage zur Unwahrscheinlichkeit z. B. muß in verlogener Umwelt gefördert, kann in wahrhaftiger Familie zum Verkommen gebracht werden.

Neben der Vererbung sehen wir das ebenso wichtige Prinzip der Anpassung auf die Entwicklung des Menschen bestimmenden Einflüsse gewinnen. Es ermöglicht dem Bewesenen, das konstante Prinzip der Vererbung da zu überwinden, wo neue Bedingungen sie vor neue Aufgaben stellen. Zeit verheißt uns, warum die höheren Lebewesen, vor allem, warum der Mensch, nur mit unfertigen Anlagen ausgestattet ist. Vergleiche die Unbehilflichkeit des Säuglings mit dem raschen Sichbehelfen des Tierjungen, z. B. Kuscheln, Füllen usw. Weil den Menschen die mannigfaltigen Aufgaben erwarten, muß er seine Anlagen diesen anpassen können, um sie zu bewältigen. Der physische und psychische Kraftaufwand führt uns überhaupt erst zum Bewußtwerden der in uns liegenden Kräfte und Anpassungsfähigkeit. Jetzt verstehen wir auch die Bedeutung der langen Jugendzeit des Menschen, in der er diese Anpassungsfähigkeit unter allen möglichen Umständen übt und ausbildet und damit die in ihm schlummernden Anlagen zur Entwicklung bringt.

Die Bedeutung dieser Tatsache für unser Thema liegt nun darin, daß der Mensch bis zu einem hohen Grade es in die Hand bekommt, was er zu seiner Entwicklung zu bringen, inwieweit, Gefährliches zurückdrängen. Solange der Mensch noch jung ist, kann und muß das durch die Erziehung geschehen, wobei es nicht auf ein „Ausrotten der Natur“ des Kindes ankommt, sondern um ein Mobilmachen der guten Anlagen gegen andere, die ihm verhängnisvoll werden können (z. B. im Jähzornigen den Ehrgeiz zur Selbstbeherrschung aufrufen). Hauptfrage aber bleibt, die der heranreifende Mensch sich selbst in die Gewalt bekommt und daß er das Gebot „Werde, was du bist“ als die Verpflichtung anerkennen lerne: „Mache aus dir das Beste, was dir nur möglich ist.“ Wie kann das geschehen? M. L. S.

Weibliche Polizei in der Schweiz.

Vor kurzem berichtete der „Bund“, daß die bernische Polizeidirektion sich entschlossen habe, an die Einstellung einer Polizistin zu denken, denn es stellen sich der Polizei immer wieder Aufgaben, die weit besser für die Frau als für den Mann sich eignen. In manchen Fällen sei die polizeiliche Behandlung von Kindern und auch Frauen durchaus auf das weibliche Geschlecht anzuwenden. Man sei, fügt der Bericht hinzu, nicht ohne Grund zu dem Entschluß gekommen, was etwa in der Aufsicht über eine brennende Erziehungsanstalt nur Männer haben, die dann darüber berichten und beschließen, wie sich die Mädchen kämmen sollten.

So wird nun also Bern die erste Schweizerstadt sein, die weibliche Polizei einstellt. Gestatten Sie, wir gestehen offen, wir hätten nicht gedacht, daß sich der Gedanke so rasch Bahn brechen würde, und nun aber über die Talside wirklich erfüllt. Hoffen wir nur, daß der Polizei auch so ausgeliefert werde, wie wir Frauen ihn uns denken und wünschen. An Vorbildern sieht es heutzutage ja wahrhaftig nicht. Es gibt schon manche Städte, wo eine Polizistin heute in die „Lehre geben“ könnte.

Seim und Technik.

Von Mai bis Oktober 1928 ist in München eine große Ausstellung „Seim und Technik“ in Aussicht genommen. Vermutlich sind der Deutsche Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine und der Reichs-

werden (Fishes and Men“; dergl. die Worte in „Das Raubtier“: Fiesch ist fleisch, a tree is a tree, grass is grass. The flesh of women is the flesh of trees, of flowers, of grasses). Dazu kommt eine außerordentliche dichterische Gestaltungskraft. Andersons Prosa nähert sich dem Symphonischen bis zu völliger Auflösung im Rhythmus. Seit Walt Whitman haben wir nur noch bei Edgar Lee Masters Nüchternes gelesen.

Sein Buch „Minersburg, Ohio“ (Modern Library, New York) widmet Sherwood Anderson seiner Mutter, deren durchdringender Beobachtungswert über das sie umgebende Leben zuerst in mit den Sinnen weiten, Ursprünge des Seins zu erschaffen. Geschichten aus einer kleinen Stadt. Hamoun-Menschen. Da leben sie nun, halbes tägliche Pflicht in vorgezeichneten Kreisläufen ab. Unheimliche, aber erlösende, stille Bitterkeit, die durch die dumpf-unbewußten Seelen, das zu bestimmter Stunde flammend aufspritzt, verzweifelte Enttäugung und verfluchter Mähe. Durch die Stadt geht der junge Zeitungsreporter George Willard, empfängt ganze und halbe Geständnisse, wird in fremde Schicksale hineingezogen, wird mit, von Notwendigkeit gezwungen, bis er, aufzukunsten, das Schicksal, Unbekanntes, einen Namen, verdrückt. Städte seiner Jugend verläßt und in die Welt zieht. Seine Mutter, Elizabeth Willard, war — vor Jahren — ein schönes, leidenschaftliches Mädchen, hat sich, in unruhiger Suche nach echter Liebe, verheiratet, hat dann den ersten Belohnung geteilt. Sie möchte den Sohn vor niedriger Erfahrung bewahren. — findet nicht zu ihm. Nur einmündig ist sie, die Fesseln zu lösen, — sie hemmen, ihr eigenes Wesen umklammern — sie erschließt sich dem alten Arzt Keef — die Gene gehört zu dem Schönen in dem Buche.

Was treibt die brave Ladenmädchen Alice Hindman in stürmischer Herbstnacht vom Lager, daß sie dem einsamen Wanderer nachgeht, dann von frohgemachten erwachenden Gemüts durchschlägt, ätzend heimwärts, sich auf Bett wirft, den Kopf in die Kissen vergraben? „Wenn ich nicht aufwache, werde ich etwas Schreckliches tun“. Sechszwanzig Jahre hat sie fleißig und eifrig geschäftigt, vergeblich auf den Verlobten gewartet, der nicht zurückkam und nun, plötzlich ist das Gefühl grauenerregender Einsamkeit, hoffnungslosen Verfalls übermächtig geworden, hat sie umgeworfen. Warum fürchtet sich Miss Willard vor seinen unglücklichen Händen? Vor langer Zeit, als er noch Adolf Meyers hieß und weit fort in einem Dorf Schmelzer war, haben beide Menschen ihn verheiratet, ihn mit Sport und Schande aus dem Amt gejagt. Die Niedertracht hat ihn im American zerbrochen, unglück gemacht. Seine geliebten Finger erregen ihm Entsetzen, als könnten sie einmal von selbst Ungeheuerliches begehen — und er magt nicht, seinem jungen Freund George Willard in seiner Zärtlichkeit durch die Haare zu fahren.

Der naive Mensch, der moderne amerikanische Mensch ist von Sherwood Anderson offenbar worden. Anna Rühmann.

Neue russische Bücher.

A. I. Odia Seifullina, „Der Auserwählte.“ Auf dem Buchumschlag das von John Heartfield künstlerisch gestaltete, verhängnisvolle Antlitz des russischen Revolutionärs aus der „Revolution“ und Sowjetzeit, im Buch seine schlichte und eindringlich erzählte Geschichte: der Vater im Kriege gefallen, die Mutter mit einem Andern ins Unbekannte vertragen. Sowjetfinderheime, Gefängnisse mit dem schonenden Namen *) Malik-Verlag, Berlin.

Das gemeinsame Ideal des Kommunismus gründet wertvolle Liebe, die besten Egen, der Abfall von ihm zerrüttet sie. Mit Recht, scheint die Kollontaj zu sagen, denn Arbeit, Arbeit für die Gemeinschaft, nicht Liebe, ist für sie das Leben. Es berührt ihn sympathisch, daß die Verfallserin allen familienstiftenden Tendenzen zum Trotz die Beziehung von Mutter und Kind nicht angetan hat. Ihr Buch ist lebenswert als Dokument neu-russischer Zustände und Ansichten, als künstlerische Neuerung kann es uns kaum erwärmen.

„TERRASANA“
Hellerde, unerreicht in ihrer Wirkung, nur durch:
„Salus“-Versand Ascona (Tessin)
beziehb. Verlangen Sie Prospekte.